

ACTA GERMANICA
GERMAN STUDIES IN AFRICA
JAHRBUCH DES GERMANISTENVERBANDES
IM SÜDLICHEN AFRIKA

B A N D 3 6 2 0 0 8



PETER LANG
INTERNATIONALER VERLAG DER WISSENSCHAFTEN

Editorial

In *Die Amsel* schreibt Musil: „Wenn ich den Sinn wüsste, so brauchte ich dir wohl nicht erst zu erzählen“. Noch schärfer und ausgesprochener wendet sich Beckett gegen die Auffassung, dass die Philosophie eine Art Voraussetzung oder Hilfe beim Schreiben sei, im Gegenteil, das bereits Geordnete verdeckt die Strukturen, um die es im Roman oder Gedicht geht: “There is no key or problem. I wouldn't have had any reason to write my novels, if I could have expressed their subject in philosophical terms.” Elias Canetti schreibt in *Die Fliegenpein* kurz und bündig: „Viele Philosophen sind des Dichters Tod.“ Und Jean Paul sekundiert im *Hesperus*: „Wahrlich der Unsinn spielt Versteckens leichter in den geräumigen abgezogenen Kunstwörtern der Philosophen - da die Worte, wie die sinesischen Schatten, mit ihrem Umfange zugleich die Unsichtbarkeit und die Leerheit ihres Inhalts vermehren - als in den engen grünen Hülsen der Dichter.“ Immer wieder haben Dichter und Romanschreiber darauf bestanden, dass Theorien, z.B. die Psychoanalyse, keinerlei Hilfe für den Schriftsteller ist (Kafka, Musil), sondern eher ein Hindernis, da bereits ausgearbeitete Strickmuster der Seele die Vorgänge, an denen der Dichter interessiert ist, nur verdecken.

Dieser grundsätzliche Einwand vieler Schriftsteller gegen Philosophie und Theorie als etwas, was sie einschränkt und nicht frei macht, macht uns nachdenklich. Haben Marlen Haushofers Heldinnen tatsächlich etwas mit dem Existentialismus oder liegt der Kern ihrer Schriften vielleicht wo anders. Pamela Saur versucht zu zeigen, dass der Existentialismus eine entscheidende Rolle gespielt hat. Holger Blaul bezieht sich in seinem Beitrag, „Gewalt, Geschlecht und Gesellschaft in Helene Böhlhaus Roman ‚Halbtier!‘“ auf soziologische Studien. Die Frage bleibt, was „erklärt“ Soziologie an einem Roman. Und warum sollte man einen Roman schreiben, wenn man ja auch ein soziologisches Buch schreiben könnte. Ich selbst beziehe mich in meinem Beitrag „Monika Marons *Flugasche*: Weibliche Identität, Arbeitswelt und Umwelt in der DDR der späten siebziger Jahre“ auf psychologische (Identität), soziologische (Arbeitswelt) und politische Begriffe (DDR). Aber was erklären die? Sind solche Ansätze in der Literaturkritik erlaubt, ja sogar nötig, oder sollten wir uns eher an José F. A. Oliver – „viel stimmig und mehrsprachig“ – halten, den Hannelore van Ryneveld interviewt hat und erklären: „Nach der strengen Notfrist und Lehrstunde der Mathematik folgt am besten die Freilassung durch den Sanskulottentag und die Spielstunde des Witzes“. (Jean Paul)

In der Moderne seit Nietzsche nimmt die Metapher eine Zentralstellung ein (auch in der Philosophie), dagegen wurde sie lange Zeit in der klassischen Philosophie abgewertet: „A metaphoris autem abstinentum philosopho“ – „Der Philosoph aber hüte sich vor Metaphern“. (George Berkeley in Riedel) Riedel kommentiert: „Diese Feindschaft geht zurück auf eine Urszene der europäischen Philosophie, auf Platons Ausschluß der

Rhetorik (in Gestalt der Sophistik) und der Dichtung aus dem Gebiet des Wissens und der Erkenntnis. Zugrunde liegt jenem Ausschluß, mit dem die Philosophie als alleiniger Wissens-Diskurs sich durchsetzt, Platons Scheidung des wahren Erkenntnisweges vom falschen, die Scheidung des ‚Wissens‘ (*episteme*) vom Meinen (*doxa*) und ‚Vermuten‘ (*eikasia*). Während das letztere am ‚Schein‘ (*eikos*) der Dinge haften bliebe, ergreife das Wissen deren ‚Wesen‘ (*ousia*), ihre ‚Wahrheit‘. Es werde erlangt durch ‚Denken‘ (*dianoia*), also nur mit Hilfe von ‚Worten und Gedanken‘ (*logos*), nicht durch sinnliche Wahrnehmung (*aisthesis*).“ (Riedel) Die Kunst sehe nur „den ‚sichtbaren‘ (*horatos*) ‚Wechsel‘ (*metabole*) der Erscheinungen, die Ephemera des ‚Werdens‘ (*gignomenon*); dem reinen Denken hingegen zeige sich das zeitlos ‚Seiende‘ (*ontos on*), die ‚unsichtbare‘ (*aeides*), weil nur ‚denkbare‘ (*noetos*) Welt der ‚Ideen‘ (*eide*).“ (Riedel) Und Aristoteles sieht die Metapher als eine ‚uneigentliche‘ (*allotrios*) Wortverwendung. (Aristoteles, *Poetik*) Und „Allotria“ darf nicht sein unter ernsthaften Wissenschaftlern und Philosophen. Aber diejenigen, die glauben, eine reale Welt zu sehen, müssen sich von Musil sagen lassen: „Gott meint die Welt keineswegs wörtlich; sie ist ein Bild, eine Analogie, eine Redewendung, deren er sich aus irgendwelchen Gründen bedienen muß, und natürlich immer unzureichend“. (Musil)

Hier in der grundsätzlichen Metaphorizität der Sprache liegt wohl der Bereich, in dem eine Annäherung der Dichtung an Philosophie und Theorie möglich sein müsste, denn auch die Theorie weiß es natürlich nur annäherungsweise. Metaphern, Bilder sind, so Paul Celan, „Das einmal, das wieder einmal und nur jetzt und nur hier Wahrgenommene und Wahrzunehmende. Und das Gedicht wäre somit der Ort, wo alle Tropen und Metaphern ad absurdum geführt werden wollen.“ (Celan) Vielleicht treten wir gerade in ein Zeitalter der Post-Theorie ein.

Anette Horn

Johannesburg im Dezember 2008

University of the Witwatersrand, School of Literature and Language Studies - Modern Languages. E-Mail: anette.horn@wits.ac.za
URL: <http://www.sagv.org.za/agmanstyle.html>